

Das Märchen von dem Mann unterm Wasserfall

Es war einmal ein ganz und gar armer Mann. Er war so arm, dass er nicht einmal Geld hatte. Er lebte von dem, was er im Wald fand und dem, was das Gärtlein hervorbrachte, das seine schäbige Hütte umgab.

Nicht weit von seiner Behausung, am Rande des Waldes, etwa dreiviertel Stunden Fußwegs, war ein kleiner Wasserfall. Man konnte ihn schon von weitem hören, aber man musste schon einige Felsklettereien auf sich nehmen und nur wenige fanden ihn schließlich, versteckt hinter scheinbar undurchdringlichem Dickicht. Wenn der Mann nicht mehr weiter wusste - und das war oft - ging er zum Wasserfall und blieb an seinem Fuße manchmal stundenlang stehen, schaute dem weißgischtigen Brodeln zu, sog die feuchtkühle Luft ein; im Rauschen und Tosen verloren sich die Zeit und die Sorgen, wie wenn sie abgewaschen würden. Wenn der Mann ging, fühlte er sich immer etwas leichter und wenn er das Getöse des Wassers hinter sich gelassen hatte, blieb eine innere Ruhe zurück, die manchmal lange anhielt. Und da der Mann manchmal täglich zum Wasserfall ging, wurde er im Laufe der Jahre bei all seiner Armut bescheiden und zufrieden, weil er erkannte, dass er alles hatte, was er brauchte.

Und irgendwie ergab es sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte, dass die verschiedensten Leute hinaus kamen zu der Hütte am Waldrand und dem Mann ihr Leid klagten: der Reiche, der nicht genug Äcker besaß; die junge Frau, deren Nase zu kurz war und die deshalb niemanden lieben konnte, nicht einmal sich selbst, oder die dicke Metzgersfrau, die noch nie in ihrem Leben satt gewesen war und noch manch andere.

Sie alle kamen und erzählten dem Mann oft Stunde für Stunde ihr Leben, ihr Leid und verlorenes Glück. Und während der Mann nur dasaß und zuhörte, geschah den Leuten etwas Merkwürdiges: als ob ein Damm bräche, nach einiger Zeit, plötzlich sprudelte die ganze Trauer, Wut, Verzweiflung, Verbitterung und was sich sonst in Jahren über Jahren bis zu einem unerträglichen Druck gesammelt und gestaut hatte, alles floss aus ihnen heraus, so lange, bis sie innerlich wieder frei waren und wieder Platz war für Stille, Freude und Neugier. Die Leute gingen und wussten nicht, wie ihnen geschehen war. Der Mann hatte nur da gesessen und ihnen

zugehört und doch war ihr Leben von diesem Tag an anders. Viele waren dem Mann dankbar und wollten ihn entlohnen, ein König wollte ihm gar ein kleines Schloss vermachen. Der Mann aber nahm nie etwas an, er wusste ja, dass er alles hatte, was er brauchte und mehr wollte er nicht.

Die Jahre gingen ins Land und der Mann wurde älter und älter und der tägliche Gang zum Wasserfall wurde ihm allmählich zur Last, die er aber dennoch auf sich nahm, obwohl er wusste, dass es nicht mehr nötig war. Denn wenn er die Augen schloss, konnte er das Tosen des Wasserfalls hören und die feuchte, kühle Luft spüren und sah die weiß-brodelnde Gischt genau so, als ob er wirklich am Wasserfall stände.

Eines Tages, als ein Hilfesuchender kam, war der Mann verschwunden. Und da er auch an den darauffolgenden Tagen nicht mehr zu finden war, suchten die Leute im Wald nach ihm. Sie fanden den schmalen, vielfach gewundenen Pfad, den die Füße des Mannes im Laufe der Jahre ganz ohne Absicht geschaffen hatten, der zum Wasserfall führte. Den Mann aber fanden sie nicht.

Seit der Zeit sind manche Menschen mit ihrer inneren Trauer, Kränkung oder was sie sonst bedrückte, zu dem Wasserfall gegangen, standen lange Zeit an seinem Fuß, hörten das Rauschen und Tosen des Wassers, sahen das Brodeln und Kochen der weißen Gischt und atmeten die kühle, feucht-würzige Luft ein. Manche von ihnen, die den Mann gekannt hatten, behaupteten, er hätte sich in seiner letzten Stunde in den Fels verwandelt. In der Tat. Wenn man genau hinschaut und den Augen die Zeit lässt zu sehen, kann man im Felsen, halb verdeckt von fallendem Wasser, einem Gesicht begegnen, das dem Mann ähnlich sieht, das einen verständnisvoll und tief anschaut ... und zuhört.

(Fundort unbekannt)